

Bevor Henrik Hartmann anfing,
an Bäumen zu forschen,
lebte er eine Weile in einem
Wald in Kanada.

Im Wald verwurzelt

Manchmal dauert es etwas, bis ein Mensch seinen Beruf findet. **Henrik Hartmann** etwa ging erst in einem Alter an die Uni, in dem andere schon promoviert sind. Heute leitet der Forstwissenschaftler eine Forschungsgruppe am **Max-Planck-Institut für Biogeochemie** in Jena. Und vor seinem Studium hat er nicht weniger spannende Dinge erlebt.

TEXT **PETER HERGERSBERG**

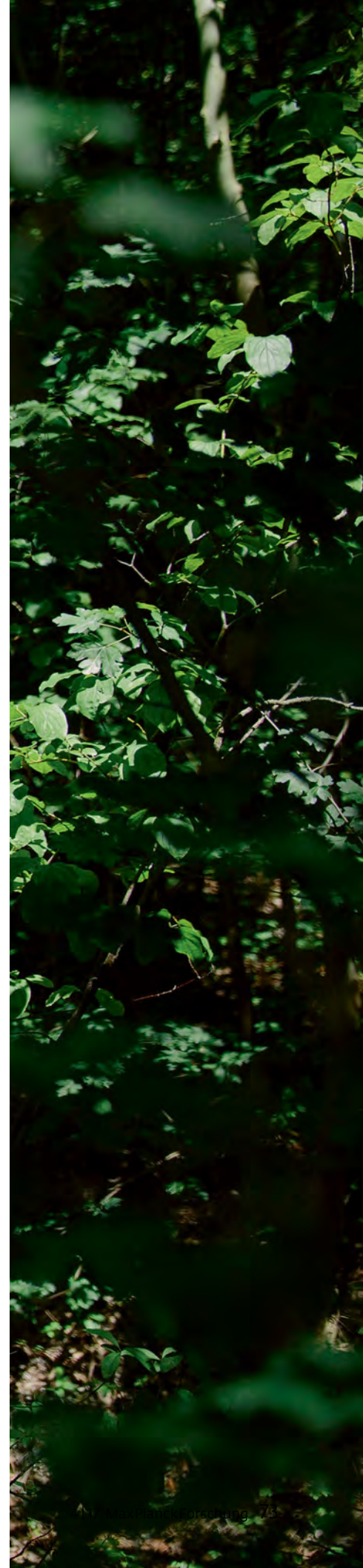
Henrik Hartmanns wissenschaftliche Neugier hatte kaum eine Wahl. Als sie sich allmählich durchsetzte und ein Ziel suchte, lebte er in einem entlegenen Haus im kanadischen Wald, besaß selbst 45 Hektar davon, machte sein eigenes Holz und arbeitete in der Forstwirtschaft. „Das Leben war dort sehr vom Wald bestimmt“, sagt er. „Und ich bin da auch oft genug durchgestolpert.“ So fing er an, sich zu fragen, warum ihm in seinem Forst in einer Senke nur Koniferen begegneten, es ein Stückchen weiter jedoch nur Birken gab und dann auf einmal Buchen dastanden.

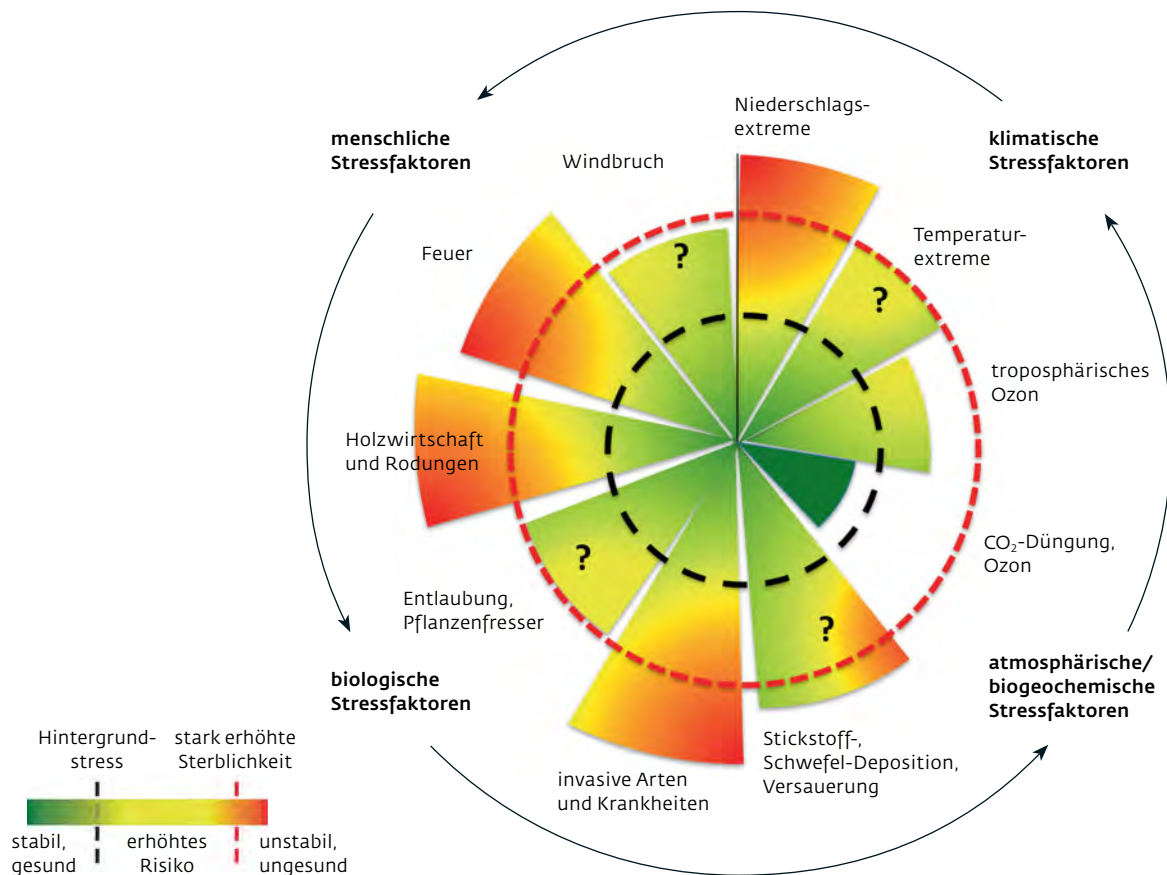
Hartmann, sportliche Statur, das wenige Haar kurz geschnitten, schmaler Kinnbart, links ein Ohrring, hat einen energischen Schritt und einen zupackenden Händedruck – ein Typ, dem man sofort abnimmt, dass er mit einem selbst gemachten Geschirr zwei Meter lange Baumstämme aus dem Wald zu seinem Haus gezerrt hat. Heute leitet er am Max-Planck-Institut für Biogeochemie eine Forschungsgruppe

und lebt mit seiner kanadischen Frau, die ebenfalls an dem Institut arbeitet, und seinen drei Kindern in Jena. Er erforscht, warum Bäume sterben, wenn ihnen Wasser oder Nährstoffe fehlen, und wie die Pflanzen knappe Ressourcen einsetzen.

Um den Wasserhaushalt der Bäume geht es auch bei einem mehrtägigen Seminar in einer Freisinger Außenstelle der TU München – eine Mischung aus Praktikum und Zeltlager. Biologiestudenten lernen hier, physiologische Vorgänge in Bäumen zu messen, etwa den Wassertransport. „Warum ist es wichtig, solche Prozesse am einzelnen Baum zu untersuchen?“, fragt Hartmann in die Runde. „Man könnte mit einem hohen Messturm auch den Stoffaustausch des ganzen Ökosystems analysieren. Wäre das aus globaler Sicht nicht wichtiger?“

Mit etwas Mühe puzzeln die Studenten die Antwort zusammen: Die Messungen an Individuen verraten, wie verschiedene Arten mit Ressourcen umgehen und warum manche mit veränderten Umweltbedingungen besser klarkommen als andere. Da die Arten unter-





schiedliche Funktionen im Ökosystem übernehmen, geben diese Erkenntnisse Aufschluss, wie ein Ökosystem etwa auf Dürren reagiert, die durch den Klimawandel verstärkt auftreten dürften. Aus diesem Grund hat Hartmann die Ökophysiologie von Bäumen zu seinem Thema gemacht.

WIRD ES WÄLDER IN 100 JAHREN NOCH GEBEN?

Er weiß aber auch, dass der Blick der Ökophysiologen nicht reicht, um belastbare Aussagen etwa über klimabedingte globale Veränderungen in Wäldern zu machen. Deshalb hat er die Initiative ergriffen und die Forscher seiner Zunft bereits zweimal in Workshops mit Vertretern anderer Disziplinen zusammengebracht, die sich mit der Sterblichkeit von Bäumen beschäftigen, darauf bisher aber nur durch ihren Tunnel blickten: Forscher, die den Waldzustand mit Satelliten analysieren; solche, die im Wald Bäume inventarisieren und deren Zustand begutachten; und Modellierer, die Erkenntnisse ihrer Kollegen in Computerprogrammen umsetzen,

um das Schicksal von Wäldern in einer wärmer werdenden Welt zu prognostizieren. „Wir wollen auch der Politik sagen können, ob es die Wälder, von denen wir abhängig sind, in 100 Jahren noch geben wird“, erläutert der Baum- und Waldforscher.

Dass Henrik Hartmann einmal Kooperationen anstoßen würde, die seiner Disziplin neue Impulse geben, hat sich in seinem Leben nicht so früh abgezeichnet wie bei anderen Wissenschaftlern. Denn sein Weg in die Forschung verlief alles andere als geradlinig.

Immerhin hat er seiner Mutter schon früh angekündigt, er wolle Wissenschaftler werden und sich damit beschäftigen, „wie das Leben so funktioniert“. Da war er gerade mal drei Jahre alt. Ernsthaft angegangen ist er das Ziel aber erst in einem Alter, in dem andere bereits promoviert sind. „Ich war zwar schon immer sehr naturverbunden, bin als Kind viel durch den Wald gestreift“, sagt er. „Aber ich war kein Waldfreak, der schon mit sechs Jahren 200 Baumarten kannte.“

Wenn nicht zum Freak, so doch zum Waldexperten ist Hartmann in Ka-

nada geworden. Das Haus und den Wald in Auclair, einem kleinen Dorf ganz im Osten von Québec, besitzt seine Familie immer noch. Zur nächsten größeren Siedlung mit Geschäften für den alltäglichen Bedarf muss er von dort 25 Kilometer fahren.

Von der Zeit vor seinem Einstieg in die Wissenschaft erzählt Hartmann auf einer kleinen Wanderung zu einem Aussichtspunkt oberhalb des Jenaer Max-Planck-Campus. Nicht weit davon entfernt verläuft die Saalehorizontale, ein Rundweg, der an den Hängen des Saaletals eine weite Schleife um Jena beschreibt. Alljährlich findet dort ein 100-Kilometer-Marsch statt, an dem Henrik Hartmann mit Institutskollegen schon dreimal teilgenommen hat. Auch für einen guten Zweck: Mit jedem Kilometer sammelten die Max-Plancker Geld, um beispielsweise die Schulbildung eines talentierten Kindes aus nicht betuchter Familie zu fördern.

Für die Saalehorizontale reicht die Zeit heute nicht, aber immerhin für Hartmanns Geschichte. Aufgewachsen ist er nahe dem hessischen Dillenburg zwischen Westerwald und Rothaar-

Linke Seite Zahlreiche Faktoren setzen Bäume unter Stress. Innerhalb der schwarzen gestrichelten Linie kommen Bäume gut damit klar. Wenn ihr Einfluss aber die rote gestrichelte Linie überschreitet, erhöhen sie die Sterblichkeit von Bäumen deutlich. Die Wirkung einiger Stressfaktoren ist noch nicht geklärt.

Rechts Während seiner Doktorarbeit nahm Henrik Hartmann mit der Motorsäge Proben, heute macht er damit gern Holz in seinem Wald in Québec. In der Hütte (rechtes Bild) lebte er zwei Jahre lang ohne fließendes Wasser und Strom.



gebirge: „Landschaftlich eine sehr schöne Gegend, aber sehr ländlich.“ Von seiner Mutter schwärmt er, sie sei eine wunderbare Frau. „Sie hätte nur meinen Vater vielleicht stärker an die Kandare nehmen sollen – er war ein sehr schwieriger Mensch.“ Geprägt noch von der Zeit des Nationalsozialismus, vom Krieg und vom totalen Zusammenbruch am Ende, seien Eigenheim und Auto dessen Ideale gewesen. Glücklicherweise hätten die ihn aber nicht gemacht.

NACH DEM ABITUR ERST EINMAL ZWEI JAHRE BUNDESWEHR

„Mir fehlten die Modelle“, sagt Hartmann, wenn er erklärt, warum er nicht von Anfang an zielstrebig den Weg in die Wissenschaft verfolgt hat. Seine Lehrer etwa seien keine passionierten Pädagogen gewesen, die ihren Schülern Begeisterung für ein Thema vermitteln konnten. Einige brannten mehr für ihre Hobbys als für den Unterricht, andere standen noch so sehr unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs, dass sie ihren Schülern immer wieder ihre Erinnerungen vortrugen.

„Viele schienen resigniert und ziemlich fehl am Platz“, sagt Hartmann.

Nach dem Abitur verpflichtete er sich erst einmal für zwei Jahre bei der Bundeswehr. „Ich habe schon immer nicht gern gemacht, was alle machen“, sagt er. Das galt auch für die Entscheidung Bundeswehr oder Zivildienst. „Meine Kumpel haben wirklich alle verweigert“, sagt er. „Da habe ich gedacht: Nee, so geht das nicht.“

Es war 1987, die Welt in Ost und West geteilt und der Kalte Krieg noch nicht beendet. „Da standen uns noch Millionen von geladenen Waffen gegenüber. Wenn es damals ein Gleichgewicht gab, dann nur, weil die anderen vor uns genauso viel Bammel hatten wie wir vor ihnen.“ Trotzdem war er froh, als die zwei Jahre rum waren: „Vor allem zum Ende hin habe ich oft am Montagmorgen schon auf den Freitag gehofft – es gab zu viel und oft unsinnige Routine.“

Anschließend der erste Versuch an der Uni: In Göttingen schrieb er sich für Biologie ein. Gleich in der Einführung machte der Tutor die Ansage, nur drei von den 125 Erstsemesterstudenten bekämen einen Job. Nicht gerade

ermutigend. Bald zog es Hartmann nach Berlin. Dort begann das, was er heute als Ausbruch aus der starren Gesellschaftsordnung betrachtet. Und er steht dazu: „Das gehört zu meiner Biografie, und es ist besser, so eine Findungsphase mit Anfang 20 zu haben als mit Ende 40, wenn vielleicht eine ganze Familie daran zerbricht.“

In Berlin lebte er gewissermaßen als Heinzelmännchen – so hieß die dortige Jobvermittlung für Studenten. „Da konnte man klasse Jobs bekommen.“ So hat er immer wieder ein paar Wochen gearbeitet, bis er genügend Geld zusammenhatte, um zu reisen oder auf Konzerte zu gehen: Punk, Punkrock und Crossover, aber auch Reggae waren seine Musik.

„Das habe ich eine Weile gemacht, bis die Sättigung erreicht war und ich dachte: Das kann's jetzt nicht sein“, sagt Hartmann. Anfang der 1990er-Jahre ergab sich dann eine Möglichkeit, mit Bekannten aus Göttingen nach Kanada zu gehen. Diese Verbindung sei allerdings schnell zerbröckelt. Hartmann reiste dann erst einmal durch die USA. Auf einer Zwischenstation in New York



Links Henrik Hartmanns Team erforscht, wo Bäume Zucker und andere Substanzen speichern. Zu diesem Zweck frieren die Forscher mit flüssigem Stickstoff in einem Isoliergefäß etwa Zweige ein, um sie zu zermahlen und zu analysieren, welche Mengen der fraglichen Stoffe sie enthalten.

Rechte Seite Henrik Hartmann und sein Doktorand David Herrera können in ihrem Labor genau regulieren, wie gut sie ihre Testbäume etwa mit Kohlendioxid versorgen. Zudem messen sie dort den Gasaustausch der Pflanzen. Immer wieder schneiden sie auch Triebe ab, um darin verschiedene Substanzen zu analysieren.

wurde ihm dann klar: Er will nicht zurück nach Deutschland. Damit er bleiben könnte, bot ihm seine damalige Freundin – eine Kanadierin, die er schon aus Deutschland kannte – an zu heiraten. „Das ging da schnell und unproblematisch“, so Hartmann. Die Immigration in Kanada dauerte dagegen zwei Jahre, in denen er von Gespartem und von Hausmeisterjobs lebte. „In der Zeit kristallisierte sich raus: Ich möchte irgendwo im Wald leben.“

Also hat er mit seiner damaligen Frau ein preiswertes Grundstück samt Holzhaus und Hütte gekauft, die in den 1930er-Jahren errichtet und seither kaum verändert worden waren. Mehr als zwei Jahre lebte der Aussteiger in der Hütte, ohne Strom, fließendes Wasser und Kanalisation. Das Wasser holte Hartmann vom Brunnen beim Haus am anderen Ende des Grundstücks. Im Winter halfen ihm dabei Schlittenhunden – trotzdem eine ziemliche Plackerei. Brot buk er selbst und fing dabei beim Getreidemahlen an. Im Winter musste er Unmengen an Schnee schippen. Außerdem gab es da noch die kleine Tochter, die das Paar inzwischen be-

kommen hatte. „Da braucht man keine Sinnfrage zu stellen, Sachen müssen einfach gemacht werden, Punkt“, sagt Hartmann. Aber es blieb auch für kaum etwas anderes Zeit – außer vielleicht für Treffen mit anderen Aussteigern in dem Landstrich.

EIN GESCHWOLLENES KNIE ALS GLÜCKLICHE FÜGUNG

„Dieses intuitive Leben mit sehr einfachen Mitteln ist gut – für eine Weile“, sagt er. Ihm wurde klar. „Ne, das kann’s jetzt nicht sein. Ich habe einen Hintergrund, zu dem auch Bildung gehört.“ Er fühlte sich irgendwann identitätslos: „Und wenn ich hinterher Holzfäller werde, bin ich halt Holzfäller. Aber dann weiß ich, was ich bin!“

Also fing er an zu arbeiten, nicht als Holzfäller, sondern bei einem Ausrüster für die Ernte von Ahornsirup. Der Beziehung zu seiner Frau tat das nicht gut, sie lebten sich auseinander. „Ich habe mir gesagt: Ich engagiere mich jetzt in meinem Job.“ Sie trennten sich, er zog aus der Hütte in das Holzhaus, in dem es immerhin Strom gab.

Auch im Job gab es einen Rückschlag, der sich später aber als glückliche Fügung erwies. Eines Morgens war Hartmanns Knie zur Größe eines Handballs geschwollen, er konnte erst einmal nicht arbeiten. Sein Chef beschäftigte ihn zwar nicht weiter, unterstützte ihn aber darin, eine Ausbildung zum Forstwart zu machen. Da stellte Henrik Hartmann dann mehr Fragen, als die Ausbilder beantworten konnten. Oftmals entgegneten sie ihm: „Wenn du das wissen willst, musst du an die Uni gehen, da erklären sie dir das.“

„Das fand ich schon lustig“, sagt Hartmann mit einem etwas bitteren Lachen, das viele seiner ironischen Bemerkungen begleitet. „Man würde ja erwarten, die setzen sich selbst hin und schauen nach. Aber so waren die nicht gestrickt.“ Er fand das unbefriedigend und folgte dem Rat, der vielleicht nicht einmal ernst gemeint war. Nach der Ausbildung studierte er an der Universität Moncton in Nouveau-Brunswick Forstwissenschaft.

Auch wenn er beruflich nun in die Spur fand, bezeichnet er diese Phase heute als die schrecklichste seines Le-



bens. Denn der Streit um das Sorgerecht für seine Tochter wurde richtig garstig. Henrik Hartmann wirkt immer noch sehr aufgebracht, wenn er davon berichtet. Ein Richter beendete die Auseinandersetzung schließlich mit den Worten, er habe keine Zeit, den Fall genau zu prüfen. Normalerweise gehe es Kindern bei den Müttern besser, also bekomme die Mutter das Sorgerecht. Da half auch nicht, dass er inzwischen seine heutige Frau kennengelernt und sie zusammen über ein Jahr lang das Sorgerecht für seine Tochter ausgeübt hatten. „Dem Gericht war es eher egal, dass ich zielstrebig meine Ausbildung verfolgte und dass meine Tochter viel lieber bei uns geblieben wäre. Denn trotz der Belastung durch das Studium war die Zeit bei uns auch für sie wertvoll.“ Hartmann empfand und empfindet das als tiefe Ungerechtigkeit.

Trotz der kraftraubenden Auseinandersetzung und der Enttäuschung über den Verlust des Sorgerechts zog er sein Studium durch und begann – mittlerweile an der Universität Québec – einen Masterstudiengang, an den er direkt seinen PhD anschloss. Das Thema seiner

Dissertation: Stressfaktoren und Sterblichkeit in Plenterwäldern des Zuckerahorns. In einem Plenterwald werden einzelne Bäume so entnommen, dass der Bestand immer unterschiedlich dicke Stämme enthält.

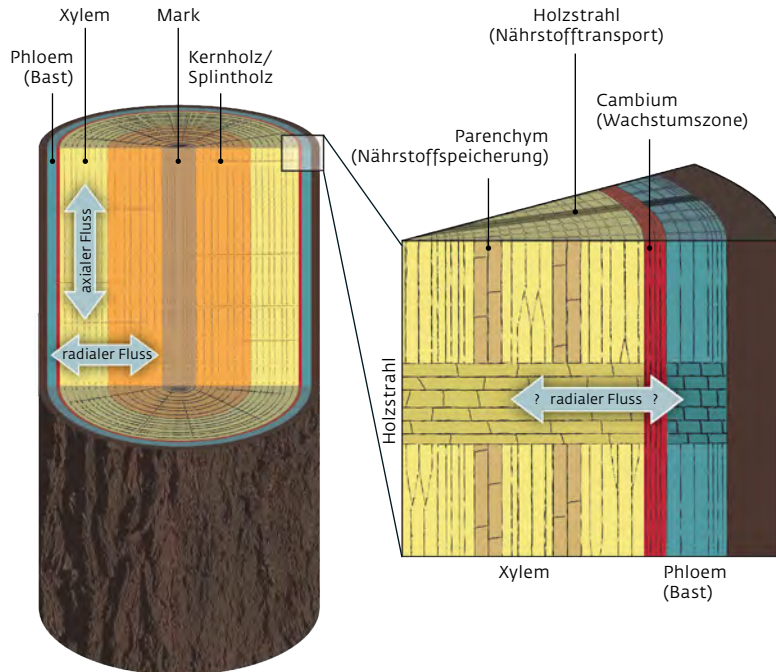
RINGELSPINNER BEEINFLUSSEN DIE BAUMVITALITÄT

Gleich zu Beginn der Doktorarbeit, am 9. Juni 2005, erlebte Hartmann seinen zweiten Geburtstag, wie er es nennt: Gemeinsam mit einer Bachelorstudentin inspizierte er die Flächen für sein Feldexperiment. Im Pickup-Truck fuhr er auf einem der Forstwege, auf denen dort viele Lastwagen fahren, und das oft auch ziemlich schnell. So kam ihnen in einer Kurve auf ihrer Seite ein Sattelschlepper entgegen. Einen frontalen Zusammenstoß konnte Hartmann gerade noch vermeiden, aber sein Auto knallte seitlich unter den Anhänger und wurde von dessen Hinterachse etwa 30 Meter zurückgeschleudert. Der Wagen sah anschließend nicht so aus, als könne da jemand lebend herauskommen. Seine Beifahrerin trug jedoch nur ein

paar Prellungen davon, er selbst brach sich lediglich einen Mittelknochen der Hand und zog sich ein paar Schnittwunden zu. „Das kann ich eigentlich immer noch nicht fassen“, sagt Hartmann.

Der Rest der Dissertation verlief ohne solche Zwischenfälle. Mit dendrochronologischen Methoden untersuchte er, ob der gesamte Baumbestand leidet, wenn einzelne Bäume gefällt werden. Er verglich also die aus den Baumringen ermittelten Wachstumsraten toter und überlebender Bäume und dokumentierte so, wann es Einbrüche in der Vitalität gab. Diese Ereignisse verglich er mit Archivdaten der Forstwirte zu natürlichen Störungen, etwa großflächigen Entlaubungen durch Insekten. „Einen negativen Effekt des Plenterschlags auf die Baumvitalität haben wir nicht festgestellt, aber die Ergebnisse deuteten klar auf den Einfluss von Epidemien durch Raupen des Ringelspinners.“ Die Schädlinge können einen Baum komplett entlauben, die Pflanze bildet dann nicht mehr den Zucker, den sie zum Leben braucht.

Aus der Doktorarbeit ergaben sich Fragen, die Henrik Hartmann weiter-



Links Wie Bäume mit Stoffwechselprodukten haushalten und wo sie diese für Notzeiten speichern, ist bislang noch weitgehend unbekannt. Klar ist: Im Sommer fließt Zucker über das Phloem, den Bast der Rinde, in axialer Richtung von den Blättern in die Wurzeln, im Frühjahr dann in umgekehrter Richtung. Forscher wollen aber herausfinden, inwieweit Substanzen auch radial transportiert und in lebenden Zellen im ansonsten toten Splintholz ein- und ausgelagert werden und wie dies gesteuert wird.

Rechte Seite Um den Stoffwechsel und damit auch den Kohlenstoffhaushalt der Bäume zu verstehen, fangen Henrik Hartmann und Susan E. Trumbore, Direktorin am Max-Planck-Institut für Biogeochemie, die Gase auf, die ein Baum durch die Rinde abgibt.

fürten. Denn Hunger muss nicht den Tod des Baums bedeuten. Wenn dieser Vorräte anzapfen kann, kommt er vielleicht durch die magere Zeit. Wie Bäume mit ihren Ressourcen umgehen, vor allem wenn diese knapp sind, interessierte ihn nun. Und an welcher Mangelerscheinung sie schlimmstenfalls zugrunde gehen. Das führte ihn 2009 ans Max-Planck-Institut für Biogeochemie, wo er 2006 während eines Praktikums Christian Wirth kennengelernt hatte. Wirth leitete an dem Institut damals eine Forschungsgruppe und bot Henrik Hartmann eine Stelle als Postdoc an. Der Forstwissenschaftler wollte mit isotoptenmarkiertem Kohlendioxid den Zuckerhaushalt der Pflanzen in Dürrezeiten untersuchen.

„Als ich nach 15 Jahren zurück nach Deutschland kam, war ich überrascht, wie sich das Land verändert hatte“, sagt Hartmann. Er führt das vor allem auf die Fußball-WM 2006 zurück. „Es herrschte hier auf einmal eine viel weltoffenere Stimmung. Man merkte, die Leute wollten die anderen Kulturen auch hier haben.“ Auch deshalb blieb er gern in Deutschland und brachte seine Frau und seine inzwischen drei Kinder gleich mit.

Erst einmal verlief seine Forschung jedoch nicht so wie erhofft. Denn wo-

chenlang konnte Hartmann seine Untersuchungen nicht angehen. Er überbrückte die Zeit, indem er einen Review schrieb. Darin fasste er den Forschungsstand zu der Frage zusammen, ob Bäume in Dürren, die mit dem Klimawandel wahrscheinlich zunehmen werden, eher von Durst oder von Hunger bedroht werden. Auf den Artikel sprechen ihn heute noch Fachkollegen an. Damals wunderten sie sich, dass sie den Autor nicht kannten.

WER WISSEN WILL, WIE BÄUME STERBEN, MUSS SIE TÖTEN

Der Artikel beginnt mit einem Lob der Bäume, aus dem spricht, wie fasziniert Hartmann von diesen Lebewesen ist. Trotzdem tötet er Bäume immer wieder – „ich gehörte ja zur Treekiller Community“, sagt er. „Denn wer herausfinden will, wie Bäume sterben, muss sie eben auch töten.“

In seinen ersten Experimenten am Jenaer Max-Planck-Institut etwa ließ er Fichten verdursten und fand so heraus, dass sie zugrunde gehen, weil die Wurzeln verhungern. Denn ohne Wasser versiegt der Nachschub an Kohlenhydraten aus den Nadeln. Um zu verstehen, wie Bäume in Krisenzeiten mit ihren Ressourcen haushalten, hilft das

Wissen, wie sie damit umgehen, wenn kein Mangel herrscht. Aus diesem Grund untersucht Henrik Hartmann heute, was Bäume normalerweise mit für sie lebenswichtigen Substanzen machen, nicht nur mit Zucker, sondern zum Beispiel auch mit den Abwehrstoffen gegen Schädlinge.

Als Wissenschaftler hat er sichtlich seine Identität gefunden, ein Selbstläufer ist das jedoch nicht: „Dem Berufsbild nach ist Forscher mein Traumjob, die Bedingungen des Wissenschaftsbetriebs sind aber manchmal schwierig.“ Um sich und seine Forschung bekannt zu machen, besucht Hartmann derzeit viele Konferenzen. „In meiner Situation kann ich mir manchmal einfach nicht erlauben, Nein zu sagen“, erklärt er. „Ich will mir in drei Jahren nicht vorwerfen müssen: Wärs du doch damals bloß da hingefahren und hättest den Kontakt geknüpft, dann hättest du vielleicht einen Job bekommen.“

An den vielen Reisen stört ihn nicht nur, dass in der Zwischenzeit seine Arbeit am Institut liegen bleibt: „Bei mir reihen sich die Papers, die alle darauf warten, dass ich daran arbeite.“ Er ist sich auch bewusst, was er seiner Familie mit den vielen Reisen zumutet: „Ich habe manchmal ein schlechtes Gewissen, wenn ich meine liebe



Foto: Sven Doering

Frau schon wieder mit den Arbeiten zu Hause allein lasse.“ Das sei auch eine Sache der Fairness.

Und dann ist da noch der Klimawandel, zu dem er mit den Flügen beiträgt. Kürzlich etwa von Frankfurt nach San Francisco. Genau für diesen Flug haben Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für Meteorologie beispielhaft ausgerechnet, wie viel arktisches Meer eis dadurch verschwindet. „Die Arbeit erschien, eine Woche bevor ich in diesen Flieger gestiegen bin“, erzählt er. „Da dachte ich: na toll.“

Auch wenn er vor allem Grundlagenforschung betreibt, möchte er mit seiner Arbeit dazu beitragen, Forst- und Landwirtschaft nachhaltiger zu gestalten und die Folgen des Klimawandels zu mildern. „Ich finde, wir als Wissenschaftler sind in der Pflicht, der Gesellschaft etwas zurückzugeben, das ist unterm Strich sicher auch wichtiger als ein Nature Paper.“ Deshalb will er gemeinsam mit Susan Trumbore, der Direktorin seiner Abteilung, und Jonathan Gershenzon, Direktor am benachbarten Max-Planck-Institut für chemische Ökologie, in Brasilien Wissenschaftler, Politiker und Plantagenbesitzer an einen Tisch bringen. „Da wird das Soja angebaut, mit dem wir unsere Schweine füttern“, sagt er. „Das kann man den Leuten nicht wegnehmen, die sind darauf angewiesen. Aber wir können versuchen, es so verträglich wie möglich zu gestalten.“

Derzeit beschäftigt ihn aber vor allem, wie es weitergehen soll, wenn seine Stelle als Forschungsgruppenleiter ausläuft. Immerhin hat Hartmann 2017 seine Habilitation veröffentlicht. Darin fasst er seine Erkenntnisse zusammen, welche Substanzen Pflanzen bevorzugt produzieren, wenn Ressourcen knapp sind. Sein Fazit packt er gleich in den Titel der Arbeit: *You can't always get what you want*. Inzwischen wurde er auch schon zu Vorstellungsgesprächen eingeladen. „Die Aussichten sind gerade ganz gut“, sagt Henrik Hartmann. „Das wäre ein Ding, wenn ich nun doch noch Professor werde.“ ◀